

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 3

Artikel: Beethovens "Unsterbliche Geliebte"
Autor: H.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

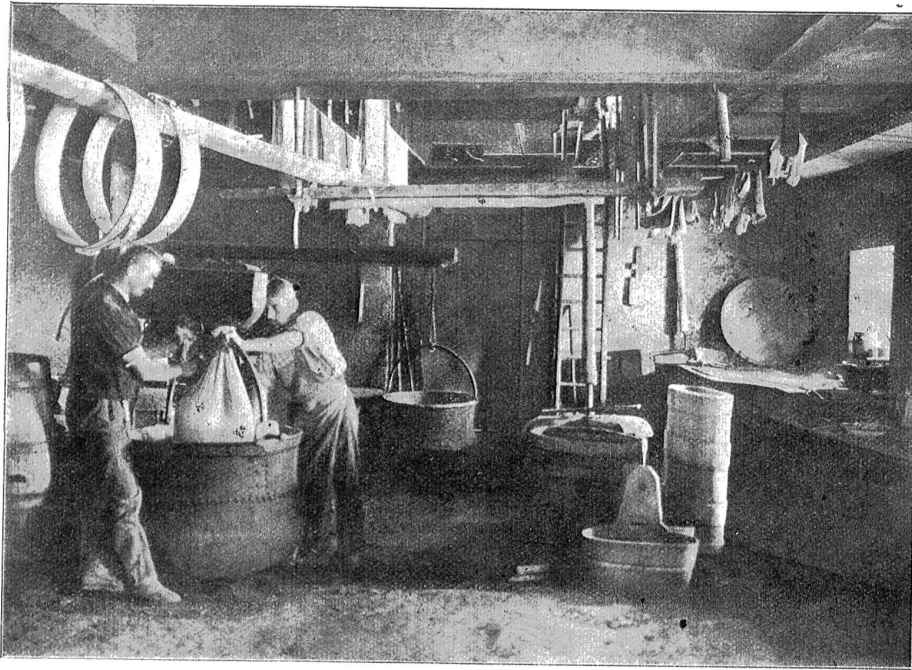
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In der Sennhütte. Studie aus dem Simmental. — Phot. Müller; Zweisimmen.

wollen nicht vergessen sein, und erst einmal hier, lockt es den Sportfreund hinauf auf die herrlichen Hahnenmöser, um von dort aus das Eldorado der Wintersportler: Adelsboden zu erreichen. Dort können die Menschenlein die Nase tief in die herrliche Natur hineinstecken und von Ski- und Schlittenfahrten ihr Erleben mit hineinnehmen in den Alltag, die Arbeit.

Aber auch das Kandertal möchte nicht zurückstehen, bereits ist Kanderteg mit in die Reihen der ersten Winterkurorte getreten; denn auch dort bieten sich prächtige Gelegenheiten, den edlen Sport zu pflegen. Wer aber kennt nicht das Gebiet des Gehirns und das Idyll des Kantons: die Griesalp mit ihren weiten Alpweiden? Da wohnt die Freude zur Winterszeit und Hunderte, Tausende sind's, die dort Gesundheit trinken. Wohl die schönsten Winterurlaubplätze finden wir aber zu Füßen oder gegenüber dem Firnendreiklang Eiger, Mönch und Jungfrau. Den ersten Platz nimmt hier wohl Mürren ein. Die ausgezeichnete Lage der Empore, die wunderbaren landschaftlichen Reize der Berge und der Wälder und die klimatischen Vorzüge und nicht zuletzt die gute Zugänglichkeit haben dem Ort, wie auch Lauterbrunnen zu seinen Füßen, einen recht lebhaften Winterverkehr gebracht. Es wäre eine Sünde, wenn wir die weiten Gebiete der Berner Alpen verassen würden, und gar Wengen, das Hochplateau im Angesicht der Rönihorn Jungfrau. Die Sportverhältnisse sind hier vorzüglich. Dem Dauerfahrer steht das ganze Gebiet der Berner Alpen offen und bei der Station Kleine Scheidegg herrscht zur Winterszeit ein Tumult, das heinake mit dem Sommer wettschneit kann. Von dort lassen sich ganz wunderbare Abfahrten ausführen, wovon eine der herrlichsten die nach Grindelwald, dem Gletscherdörfle, ist. In ein unvergleichlich erhabenes Gebiet führt die Jungfrauabahn den Skifahrer. Von Station Jungfraujoch dringt er mit Leichtigkeit in die Wunder des Hochgebirges ein. Grindelwald ist ein wahres Winterparadies! Was das heißt, wird erst der erfahren, der einmal einen Bergwinter dort oben erlebt hat. Immer und immer wieder wird es ihn hinaufziehen und locken und nie wird das Herz Ruhe finden, bis es wieder Wahrheit geworden ist: Auf zum Wintersport ins Berner Oberland! Er kann uns allen zu einem Gesundbrunnen für Leib und Seele werden.

Beethovens „Unsterbliche Geliebte“.

„Meine unsterbliche Geliebte“, nannte sie Beethoven in den drei Briefen, die nach seinem Tode zusammen mit dem Bild dieser Frau im Schreibtisch gefunden wurden. In ihnen klingt die ganze Tragik seines aussichtslosen Kampfes um ihren Besitz, die Vereinsamung seiner Tage ohne sie, der dumpfe Heroismus seiner Entfugung nach. „Meine unsterbliche Geliebte.“

Wie vieles hat die Nachwelt dieser Geliebten, die ein hartes Schicksal bis in den Tod hinein verfolgte, und der heißen Liebe, die sie entfachte, zu verdanken. Wie viel Großes aber auch ihren Tränen und Leiden.

Therese Brunswil, eine ungariſche Gräfin, war Beethovens Braut. Sie war die Tochter eines hohen Staatsfunktionärs, der starb, als sie in den Mädchenjahren stand. Ein frühreifes Kind, das mit 11

Jahren vor dem gesamten Adel Budapests ein Klavierkonzert mit Orchesterbegleitung spielte, und in diesem Alter zusammen mit den Brüdern eine „Platonische Republik“ gründete. Therese hörte, als sie 21 Jahre alt war, Beethoven in einem Konzert in Pest spielen. Einige Jahre später vermochte sie ihre Mutter und die beiden Schwestern zu bewegen, eine Reise nach Wien zu unternehmen, um durch Beethoven eine Korrektur ihres Klavierspiels zu erfahren. In den 18 Tagen ihres Wiener Aufenthaltes gab Beethoven der damals Fünfundzwanzigjährigen nicht weniger als 16 sehr ausgedehnte Stunden. Für ein in einem spitzverzerrten Blusenstreifen bestehendes Geschenk revanchierte sich der Meister, indem er den Komtessen ins Stammbuch eine Melodie mit sechs vierhändigen Variationen über Goethes „Ich denke dein“ und eine Melodie auf Matthiſons „Adelaide“ schrieb. „Damals ward mit Beethoven innige, herzliche Freundschaft geschlossen, die bis an sein Lebensende dauerte“, schrieb Therese in ihren Memoiren.

Zehn Jahre später kam Beethoven wiederum nach Ofen und Martonvasar, wo Theresens Bruder ein Gut besaß. Der kleine Kreis der „Platonischen Republikaner“ bepflanzte einen runden Platz mit hohen Linden, deren jede den Namen der Beteiligten trug. Auch Beethoven erhielt seine Linde, zu der Therese später immer wieder eilte, wenn ihr schwer ums Herz wurde. Unter diesen Linden verlobten sich Therese und Beethoven und schwuren sich ewige Treue. Aber er war arm und sie nicht reich und zudem empfand er schon damals seine Taubheit. Beethoven suchte und suchte nach einer fixen Anstellung und hoffte stets, dank seines im Ausland erworbenen Ruhmes eine solche zu finden, jedoch vergeblich. Die Taubheit wurde immer größer und erschwerte den Verkehr immer mehr.

Therese besuchte Pestalozzi in Yverdon, um sich zur Pädagogin auszubilden. Dort fand sie, wie sie in ihren Memoiren schreibt, das erlösende Wort: „Man muß auf das Volk einwirken.“ „Von diesem Augenblick an hörte, wie sie erzählt, jede egoistische Selbstbildung auf. Den Volksmassen gehört von nun an all meine Kraft, meine Zeit und der kommenden Generation meine Liebe.“

Beethoven pflegte mit Theresens Bruder Franz, dem Begründer des „Neuen königlich-städtischen Theaters“, treue Freundschaft. Zur Eröffnung dieser Kunststätte komponierte Beethoven ein Festspiel, „Die Ruinen von Athen“ und entfachte einen wahren Jubel unter den Zuhörern. Von

dem Liebesintermezzo, das nach der Aufführung im Theater zwischen Beethoven und Therese war, weiß man nicht viel. Es ist aber ziemlich gewiß, daß die beiden sich damals zum letztenmal sahen.

Therese wartete und wartete, und vergrub ihren Liebeskummer in die Sorge um die Erziehung ihrer Schwesterkinder. Beethoven starb unverehelicht im selben Jahr wie Pestalozzi und Theresens Bruder. Mit Therese ging mit dem Tode dieser drei Personen eine große Wandlung vor. Nichts band sie mehr an ihre Vergangenheit; sie widmete sich nunmehr gänzlich den Kindern und gründete ein Kinderheim nach dem andern im Geiste und Sinn Pestalozzis. Dem ersten, das in Budapest entstand, wurden enorme Schwierigkeiten bereitet; mehr Glück hatte Therese mit den Kinderheimen in Wien und Bayern. Therese Brunswit wurde eine Pionierin Pestalozzis, in dessen Geist sie bis an ihr Lebensende wirkte.

Wann Therese starb und wo sie begraben liegt, weiß man nicht genau. Sie starb hochbetagt, arm, verlassen. Vielleicht ruht sie bei den Linden von Martonvasar, die „unsterblich Geliebte“, die in Tat und Wahrheit unsterblich wurde durch eine hoffnungslose und entsagungsreiche Liebe.
H. C.

Bergwald im Winter.

Ich wandre durch des Bergwalds heilig-stillen
Verschwiegne Dom, auf Stiern, traumumfangen,
Hin zwischen ernsten Bäumen, schneebehangen,
Und fühl' des Friedens Strom mein Herz durchquillen.

Kein Laut durchbricht der Ruhe süßes Weben,
Ringsum ist Stille, frosterstarrtes Schweigen,
Der Tannen tiefverschneite Nester neigen
Demutsvoll über mir sich, stumm, ergeben.

Der Morgensohn goldne Strahlen flimmern
Hernieder in des Tannenwaldes Dunkel,
Auf allen Zweigen sprüht ein Sterngefunfel,
Der ganze Wald, ein Leuchten, Glänzen, Schimmern.

Wie schön das ist, so fern von all' den andern,
Mit leichtbeschwingtem Fuß dahinzugleiten
Auf Silberpfaden in die fernen Weiten,
O sel'ge Lust, o wunderbares Wandern!

D. Braun.

Gewißheit.

Johann Anker saß ein erstes Mal nach langen, schweren Krankheitstagen wieder auf der fliederbeschatteten Gartenbank. Aber das Gespenst Tod lauerte im finsternen Türwinkel und weidete sich an den aufblühenden Lebenshoffnungen des Kranken wie ein Raubtier, das die Flucht eines Scheinbar freigelassenen Opfers mit lüsternen, siegesgewissen Blicken verfolgt.

Neugierige Verwandte kamen und Bekannte mit Aussprüchen des Bedauerns, die beinahe wie verhaltene Schadenfreude klangen. Worte wie „Martinsommer“ und „lektes Aufblühen“ fielen, und eine Nachbarin hörte er am offenen Fenster jammern: „Der treibt's nicht mehr lange... und war so ein stämmiger, flotter Mann... da sieht man's wieder...“

Er mußte Gewißheit haben und bat den Arzt, der abends an sein Lager trat, um eine offene Erklärung.

„Suchen Sie den Garten auf, solange Sie Kraft dazu haben“, erwiderte er, „und übrigens, es können auch Wunder passieren, wer weiß!“

Der Kranke wußte genug; denn der Arzt war erwünscht tüchtig in der Prognose.

Graufame Gewißheit! Johann Anker hatte schon etwa vom Sterben gesprochen, aber stets mit dem freveln Glau-

ben, noch lange nicht so weit zu sein. Nun galt es, die kostbare, kurze Zeit mit dem Ordnen und Sichten der wichtigsten Angelegenheiten wertvoll zu gestalten. Er sah noch Berge von Arbeiten und Pflichten vor sich. Die kleinste Mühe verursachte ihm die Stelle, die er vor seiner Erkrankung inne hatte. Es bewarben sich seinerzeit fünfzehn Ersahleute darum, und nun hatte sich der Stellvertreter schon so eingearbeitet und angepaßt, daß Johann bloß mit drei Sätzen zu erklären brauchte, er werde die Stelle nicht wieder besetzen können, — und jener war der glücklichste Mann des ganzen Städtchens.

Da war noch die Abfassung des Testamentes. Klavier und Violine, seine Lieblinge und Tröster, sollten der Schwester und dem Schwager zugeschrieben werden, das Wohnmobil dem Bruder. Gerne hätte er sich einen stillen Winkel des Zimmers als Wohnstätte ausbedungen, um auch nachher, im Polstersessel ruhend, das edle Adagio und das fromme Ave Maria anzuhören. Nachher — unsinnige Wahngedanken! — als ob es ein Nachher für ihn gäbe unter diesen, seinen eigenen Besitztümern, mit denen seine Erinnerungen so verwachsen waren, daß er sich all das ohne sein Dabeisein gar nicht denken konnte. Aber auch damit mußte gebrochen werden. Eines Morgens entdeckte er, daß seine alte Klavierlampe durch ein funkelneues Leuchterchen ersetzt worden war. Der Bruder hatte die Gartenmöbel anstreichen lassen, und was war natürlicher als das, auch die Bank des kranken Bruders mit der nämlichen Farbe zu versehen! An seinem Bücherschrank wurde ein Schloß ausgebohrt und geölt, ganz nebenbei und unauffällig natürlich. Und die lieben Nächsten überboten sich mit Zärtlichkeitsbezeugungen ihm gegenüber. „Wer weiß, wie lange wir ihn noch unter uns haben dürfen“, hörte er etwa sagen. Solche Ueberfreundlichkeiten wären eines noch viel größeren Erbes würdig gewesen. Den Wunsch, eine stille Ede für „nachher“ zu haben, schlug sich Johann aus dem Sinn.

Nun erschienen ihm noch sonst große Mengen von Pflichten und unerlässlichen Forderungen. Gleich den Schollen des Eisganges, die sich um einen ausgefetzten Brückenpfeiler scharen, türmten sie sich vor ihm auf. Nach langem Ueberlegen und Nachsinnen öffnete Johann den zweitörrigen Schrank, der ihm als Archiv gebietet hatte, und dann ließ er sich zwei leergeräumte Tische zurechtstellen. Er wollte den ganzen Schrankinhalt so ordnen, daß auf den großen Tisch die wichtigen und auf dem Tischchen die unwichtigen Papiere und Gegenstände zu liegen kamen. Was Ballast war, mußte ausgeschieden werden. Nachdem er die Arbeit beendet und alles wertlose weggeräumt hatte, durchging er in Ruhe die auf dem Tische zurückgebliebenen Briefe, Adressen, Andenken und Wertpapiere nochmals. Plötzlich stahl sich ein flüchtiges Lächeln in das ernsthafte Gesicht. War es Spott? War es Bitterkeit? Unwillkürlich las er halblaut die Kopie eines Geschäftsbriefes:

„Sehr geehrter Herr Verwaltungsrat!

Ihre geschätzte Zuschrift vom 26. ds. ist in meinem Besitze. Mit einigem Befremden entnahm ich ihr, daß Sie meinen Ausführungen gegenüber eine ablehnende Haltung anzunehmen belieben. Gestatten Sie mir aber...“

„Lächerliche Kriecherei“, brummte er, „so einem halbintelligenten Prozen so untertänig zu schreiben. Aber die Furcht vor der Macht seines Geldvermögens! Dieses einzig sicherte ihm den hohen Posten. Und wir alle kriechen vor ihm, der Geschäftsführer, ich, wir alle. Und wer sich des Gegenteils rühmt, der kriecht im geheimen nur um so mehr. Lächerlich!“

Und er zerriß die Kopie in kleine Fetzen. Das hatte nun ein Ende. Wer hinderte ihn daran, jetzt ehrlich und offen sein zu dürfen? Rücksichten? — Wozu noch? Es kam ihn eine Lust an, einmal nur in seinem Leben der Wahrheit gemäß zu schreiben: „Sehr geehrte Null! Alles was Sie meinen Projekten entgegenhalten, ist technisch unhaltbar. Ihre Ansichten sind nichts anderes als trampfhafte Besserwissen-